Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst dem illustr. Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", der „Deutschen Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 M. 25 Pf., monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.); für das Ausland direct pr. Kreuzband 14 M. p. Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 120. Berlin, Sonntag, den 7. März 1886. XV. Jahrgang.

Eine Frage der Privatwohlthätigkeit.

Vielleicht gehört es zu den bedenklichsten Folgen der immer mehr um sich greifenden Lehre von der alleinseligmachenden Staatsgewalt, daß die Lust an der Privatwohlthätigkeit abzunehmen scheint. Jedermann fängt an, sich daran zu gewöhnen, bei allen Angelegenheiten den „Racker von Staat" anzurufen, der überall aushelfen muß, wo Noth vorhanden, oder an die übrigen „Rackerchen" von Provinzial- und Kommunalverbänden zu denken, die in den eingetretenen Fällen schon helfen *werden*. Es soll eben heutzutage womöglich Alles verstaatlicht, beziehungsweise verkommunalisirt werden. Man erblickt nicht mehr im Staate oder in den übrigen kleineren Gemeinwesen die Gesammtsumme aller in ihnen einbegriffenen Bürger, aus deren Mitteln jene Verbände erhalten werden; man erblickt in ihnen nicht mehr wie ehedem die Verwalter des gemeinsam angesammelten Gutes und die Hüter der bürgerlichen Ordnung — diesen Begriff in seiner *umfassendsten* Bedeutung genommen —, sondern man künstelt noch ein neues „Etwas" in jene Begriffe hinein.

Staat, beziehungsweise Provinzial- und Kommunalverbände sollen nämlich schon *an und für sich* zur Uebernahme von Leistungen befähigt sein, für die Mittel zu ihrer Ausführung brauche man nicht weiter zu sorgen. *Der Staat kann Alles!* Das ist das allerneueste Dogma. Er versichert das Leben der Bedrohten, er beschützt sie vor der Noth des Lebens, vor den Gebrechen und Heimsuchungen des Alters; der Staat sorgt für die Hinterbliebenen. Es fehlt nur noch, daß er als Generalheirathsvermittler auftritt, dann ist ja die Kette geschlossen. Wie aber gegenwärtig unsere Verhältnisse beschaffen sind, kann die unabhängige Presse nichts Anderes thun, als vor dem Uebermaß staatssozialistischer Bestrebungen und Einrichtungen recht eindringlich zu warnen und andererseits jedwede Mithilfe anzuregen und zu fördern, welche von Einzelnen im Interesse einer Gemeinschaft ausgeht.

Wir haben nach dieser Richtung hin während der letzten Jahre manche Bethätigung der organisirten Wohlthätigkeit, nicht sowohl gegen einzelne Nothleidende, als vielmehr gegen bedürftige Klassen zu verzeichnen gehabt. Wir erinnern nur an die Begründung von Ferienkolonien für schwächliche, an die Errichtung von Heilstationen an unseren Seeküsten für kranke arme Kinder; wir erinnern an mannigfache Anstalten für verwahrloste Kinder, an die Knabenhorte, Mädchenheime. Wir erinnern endlich an die Begründung von Arbeitskolonien und Naturalverpflegungsstationen, um dem Landstreicherunwesen nach Kräften zu steuern. Freilich treten auch schon auf diesen eben genannten Gebieten der privaten Wohlthätigkeit allerhand Verstaatlichungsgelüste zu Tage. Vorläufig ist jedoch noch kein ernster Eingriff seitens des Staates in diese organisirte Wohlthätigkeit Einzelner zu befürchten, und es wird auch wohl für die nächste Zukunft so bleiben, zumal dieser „Racker von Staat" für alle ihm bereits aufgebürdeten Aufgaben schon jetzt keine genügenden Geldmittel zur Verfügung hat.

Allein selbst diese aus der unmittelbaren Initiative von Einzelnen oder von Vereinen ausgehende Wohlthätigkeit zeigt auch ihrerseits einen unverkennbaren sozialisirenden Zug, indem sie eben weniger, wie wir schon hervorgehoben, einzelnen Nothleidenden, einzelnen Bedürftigen, einzelnen Bedrückten giebt, als vielmehr gewissen von Elend und Ungemach betroffenen Gruppen. In der That ist es so: unsere Barmherzigen haben dermalen einen unendlich schärfer entwickelten Sinn für Gruppenelend, als für Einzelelend. Daher kommt es, daß, je höher wir in den Stufen der sogenannten mittleren Gesellschaftsklassen hinansteigen, wir um so schärferes Elend unter den Einzelnen finden, und nur selten trifft man eine milde Hand, um hier zu helfen, vor gänzlichem Untergang zu retten. Diese Noth in den mittleren bürgerlichen Klassen geht zumeist unbeachtet neben und mitten unter uns einher, weil sie ja nicht auffallen will, kann und darf. Eben darum muß sie jedoch *aufgesucht* werden. Allerdings meinen wir nicht, daß die Privatwohlthätigkeit so zu sagen berufsmäßig in die einzelnen Familien eindringen solle. Das geht freilich nicht an. Aber es giebt andere Formen des Wohlthuns in dieser Richtung, die sich gerade in den von uns angedeuteten Fällen sehr gut verwenden lassen, und eben diese Formen scheinen uns in unserer Zeit leider mehr und mehr außer Uebung zu kommen. Gerade aus diesem Grunde möchten wir hier an dieser Stelle die Anregung geben, um auf diesem Gebiete der reinen Privatwohlthätigkeit für *Einzelne* einen erhöhten Eifer walten zu lassen.

Verweilen wir für einen Augenblick bei jenen neubegründeten Ferienkolonien und Kinderheilstätten an den Seeküsten. Sie sind wirklich Werke der freien, bürgerlichen Liebesthätigkeit und haben schon jetzt, trotz ihres erst so jungen Daseins, reichen Segen getragen. Wie aber steht es um erkrankte oder geschwächte Väter, wie um leidende Mütter aus den kleineren und mittleren Bürgerverhältnissen? Nun, wenn die Noth eben dringt — sie ist bekanntlich ein wenig unerbittlich — dann ist ja das öffentliche Krankenhaus vorhanden! Allerdings und es ist noch ein rechtes Glück, daß dem so ist. Aber das öffentliche, gleichviel ob von dem Staate, der Stadt oder irgend einer religiösen Gemeinde unterhaltene Krankenhaus kann nur dem wirklich benöthigten Kranken den Aufenthalt gewähren. Hat der Arzt den Betreffenden im medizinischen Wortsinne für genesen erklärt, dann darf ihn das Krankenhaus nicht länger behalten. Die Verwaltung würde ja sonst ein Unrecht gegen den neuen um Aufnahme Suchenden begehen.

Nun kann Jemand, medizinisch genommen, für entlassungsfähig aus dem Krankenhaus erklärt werden und trotzdem noch lange nicht gesund und arbeitsfähig sein. Gerade in dieser Zeit, unmittelbar nach einer überstandenen schweren Erkrankung, bedarf der Genesene einer erhöhten Aufmerksamkeit, einer größeren Schonung, einer sorgfältigeren Pflege, einer besseren Ernährung. Ein vorübergehender Aufenthalt auf dem Lande, eine Kur an einer Heilquelle wäre unter Umständen nicht blos wünschenswerth, sondern nothwendig. Ja, die hierfür aufgewendeten Geldmittel würden sich sogar, wirthschaftlich betrachtet, sehr gut verzinsen. Aber derartige Ausgaben sind im Staats- oder Stadthaushalte in der That nicht unterzubringen. In solchen Fällen stehen der „Racker von Staat" oder die genannten anderen „Rackerchen" von Kommunal- und Provinzialverbänden rath- und hilflos da, weil sie eben keine, für solche an und für sich sehr löbliche Zwecke erforderlichen Mittel besitzen. *Hier sollte die Privatwohlthätigkeit eingreifen.* Aber leider ist es gerade hiermit recht schlecht bestellt. Vielleicht einfach aus dem Grunde, weil die Anregung bislang gefehlt hat. Die hochherzigen Reichen unter uns beschränkten sich darauf, Krankenhäuser oder einzelne Betten zu stiften, oder man vermachte diesen Anstalten Güter und Kapitalien, aus deren Erträgnissen die laufenden Bedürfnisse bestritten werden sollten. Aber darüber hinaus hat sich kaum irgendwo die vorsorgliche Liebesthätigkeit jener, gewiß sehr edlen, Spender erstreckt.

Es wäre indeß sehr zu wünschen, wenn nach der angedeuteten Richtung hin *seitens unserer besser und bestsituirten Mitbürger Mittel zur Verfügung gestellt würden, um förmliche Rekonvaleszentenhäuser oder Stationen begründen zu können.* Diese Anstalten müßten gewissermaßen als die nothwendigen Ergänzungen der Krankenhäuser gelten können, in denen die dorthin zur Pflege gegebenen Genesenen ihre volle frühere Leistungsfähigkeit erlangen würden. Unsere Stiftungskassen weisen in dieser Beziehung Nichts auf und unsere Krankenhäuser entbehren ebenso sehr der nothwendigen Gelder, um gewissen aus der Krankenpflege Entlassenen die letzte Arznei unter Umständen reichen zu können, welche in der Gewährung eines Land- oder Badeaufenthaltes besteht. *Aber wohlgemerkt, diese Gabe darf nicht den bedrückenden Charakter eines aus der Armenkasse gespendeten Almosens*

Frau Sorge.

[27. Fortsetzung.]

Von

Hermann Sudermann.

XIII.

Als er am andern Morgen erwachte, fand er die Mutter neben seinem Bette sitzen.

„Du schon auf?" fragte er verwundert.

„Ich hab' nicht schlafen können," sagte sie mit ihrer leisen Stimme, die immer klang, als bäte sie um Entschuldigung für das, was sie sagte.

„Warum nicht?" fragte er.

Sie antwortete nicht, aber sie streichelte sein Haar und lächelte ihn traurig an, da wußte er, daß die Zwillinge geschwatzt hatten, daß der Gram um ihn es war, der sie nicht ruhen ließ.

„Es war nicht so schlimm, Mutter," sagte er tröstend, „sie haben sich ein bischen über mich lustig gemacht, weiter nichts —"

„Die Elsbeth auch?" fragte sie mit großen, ängstlichen Augen.

„Nein, die nicht," erwiderte er, „aber" — er schwieg und drehte sich nach der Wand.

„Aber?" fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht," erwiderte er, „aber es ist ein „aber" dabei."

„Du thust ihr vielleicht Unrecht," sagte die Mutter, „sieh, dies hat sie Dir durch die Mädchen geschickt." Und sie zog einen länglichen Gegenstand aus der Tasche, der sorgsam in Seidenpapier gehüllt war.

Darin lag eine Flöte, aus schwarzem Ebenholz gedreht, mit glänzend silbernen Klappen versehn.

Paul wurde roth vor Scham und Freude, aber die Freude verflog, und als er das Instrument eine Weile angesehen hatte, sagte er leise: „Was fang' ich nun damit an?"

„Du wirst drauf spielen lernen," erwiderte die Mutter mit einem Anflug von Stolz.

„Es ist zu spät," erwiderte er mit traurigem Kopfschütteln, „ich hab' jetzt Anderes vor." — Ihm war, als ob er genöthigt würde, etwas Verstorbenes wieder aus dem Grabe hervorzuzerren. — —

„Na, Du scheinst Dich gestern schön blamirt zu haben," sagte der Vater, als er am Kaffeetisch mit ihm zusammentraf.

Er lächelte still in sich hinein, und der Vater brummte etwas von Mangel an Ehrgefühl.

Die Zwillinge hatten große, verträumte Augen, und wenn sie einander ansahen, flog ein seliges Leuchten über ihr Gesicht. Die wenigstens waren glücklich. — — —

Die Wochen vergingen. — Die Ernte kam unversehrt in die Scheuern — dank Pauls unermüdlicher Fürsorge. Es war ein gesegnetes Jahr, wie es seit langem nicht gewesen. Der Vater aber rechnete bereits, wie er den Ertrag am besten für seine Torfspekulation verwenden könne.

Er schwadronirte in der alten Weise weiter, und je weniger Herr Douglas nun von sich hören ließ, desto mehr prahlte er in den Kneipen von dem Segen seiner Theilnehmerschaft.

Da er sich einmal aufs Schwindeln eingelassen hatte, so mußte er jede Lüge durch eine neue überbieten. — Mochte Herr Douglas noch so langmüthig sein, der Unfug, der mit seinem Namen getrieben wurde, mußte ihm schließlich zu arg werden.

Es war an einem Vormittag in den letzten Tagen des August, als Paul, der mit Michel Raudszus zusammen auf dem Hofe arbeitete, die hohe Gestalt des Nachbarn über die Felder direkt auf den Haidehof zukommen sah.

Er erschrak, — das konnte unmöglich was Gutes bedeuten.

Herr Douglas reichte ihm freundlich die Hand, aber unter seinen eisgrauen, buschigen Brauen blitzte es unheilverheißend.

„Ist der Vater zu Hause?" fragte er, und seine Stimme klang gereizt und grollend.

„Er ist im Wohnzimmer," erwiderte er beklommen, „wenn Sie erlauben, begleit' ich Sie zu ihm."

Der Vater sprang beim Anblick des unerwarteten Gastes ein wenig verlegen von seinem Stuhle auf; aber er faßte sich sogleich, und in seinem bramarbasirenden Tone begann er: „Ah gut, daß Sie hier sind, Herr —, ich habe dringend mit Ihnen zu reden."

„Ich mit Ihnen nicht minder!" erwiderte Herr Douglas, sich mit seiner massigen Gestalt dicht vor ihm aufpflanzend. „Wie kommen Sie dazu, lieber Freund, meinen Namen zu mißbrauchen?"

„Ich — Ihren Namen — Herr — was erlauben — Paul, geh hinaus!"

„Mag er nur drin bleiben," erwiderte Douglas, sich nach Paul umwendend.

„Er soll aber hinaus, Herr!" schrie der Alte, „ich bin doch wohl noch Herr in meinem Hause, Herr?"

Paul verließ das Zimmer.

In dem dunkeln Hausflur fand er die Mutter, welche die Hände gefaltet hatte und mit stieren Blicken nach der Thüre sah. Bei seinem Anblick brach sie in Thränen aus und rang die Hände. —

„Er wird uns noch den einzigen Freund verscherzen, den wir auf Erden haben," schluchzte sie und dann sank sie in seinen Armen zusammen, krampfhaft aufzuckend, wenn die scheltenden Stimmen der Männer lauter an ihr Ohr drangen.

„Komm fort, Mutter," bat er, „es regt Dich zu sehr auf, und helfen können wir doch nicht."

Willenlos ließ sie sich von ihm in ihr Schlafzimmer ziehen.

„Gieb mir ein bischen Essig," bat sie, „sonst fall ich um."

Er that, wie sie ihm geheißen, und während er ihr die Schläfe einrieb, sprach er mit überlauter Stimme auf sie ein, damit sie das Schreien der Männer nicht höre.

Dann plötzlich wurden Thüren geworfen — eine Weile ward es still — unheimlich still — dann ertönte das Klirren einer Kette und der wuthheisere Ruf des Vaters:

„Sultan — pack an!"

„Um Gotteswillen, er hetzt den Hund auf ihn," schrie er und stürzte auf den Hof hinaus.

Er kam gerade noch zur Zeit, um zu sehen, wie Sultan, eine große, bissige Rüde, Douglas an den Nacken sprang, während der Vater mit einer hochgeschwungenen Peitsche hinterdrein rannte.

Michel Raudszus hatte die Hände in die Hosen gepflanzt und sah zu.

„Vater, was thust Du?" schrie er, riß ihm die Peitsche aus der Hand und wollte dem Hunde nach, aber ehe er die Gruppe der Ringenden erreichen konnte, lag die Bestie, von der mäch,

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle" Nr. 10.